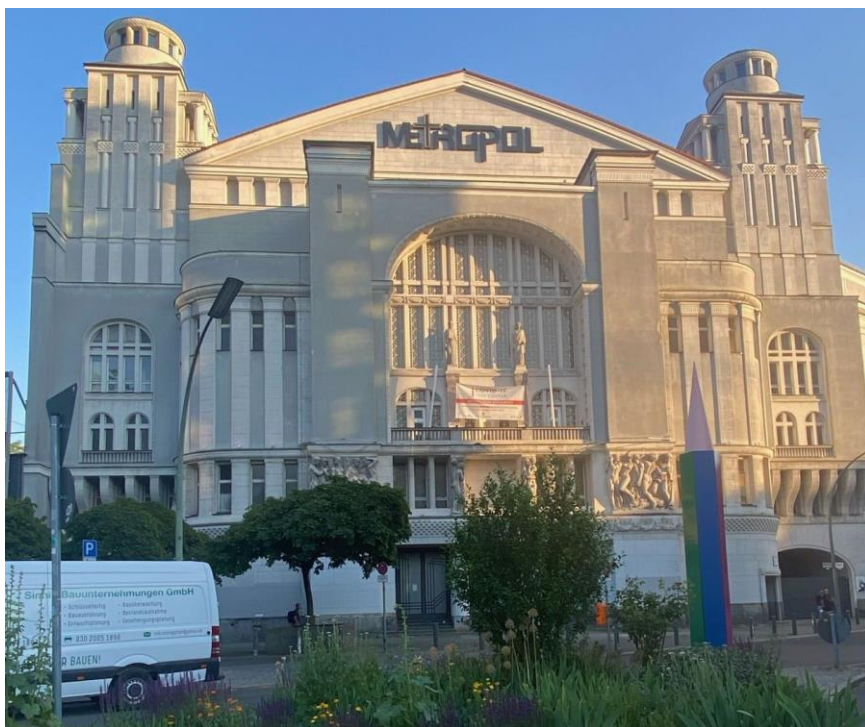


ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Februar 2022



Hinter der imposanten Fassade lag versteckt bis 1944 das Theater am Nollendorfplatz.
Foto:Privatbesitz

Das Theater am Nollendorfplatz Von Stefan Woll

Margit Siebner, die sich auf unsere Anfrage bei der Zeitzeugenbörse hin gemeldet hat, muss man in den Weiten des Internets nicht lange suchen. Sie ist, wenn man das so sagen darf, nicht nur dort offenkundig bekannt „wie ein bunter Hund“: Sie hat Zeitungen und Radiosendern unzählige Interviews gegeben, hat an Schulen mit Schülerinnen und Schülern gesprochen und in Publikationen zum Schicksal während des Nationalsozialismus verfolgter und ermordeter Jüdinnen und Juden über ihr Leben berichtet.

Nach langwierigen und längst nicht überstandenen Corona-Wirren und -Wellen treffen wir zusammen mit Eva Geffers von der Zeitzeugenbörse die vitale ältere Dame in den letz-

ten Oktobertagen 2021. Wir: Das sind Andreas Pupkes, der unterdessen sein Studium der Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin mit dem Master abgeschlossen hat, und Stefan Woll, Lehrer und Journalist im Ruhestand.

Und das ist unser Projekt: Das Theater am Nollendorfplatz im Bezirk Schöneberg von Berlin, erbaut 1905/06 als Teil eines große-

Inhalt	
Woll: Das Theater am Nollendorfplatz	1
Schoenherr: Besuch der Synagoge	3
Kirschning: Fenster in eine andere Welt	5
Flechtmann: Das Ehepaar Seldte	6
Degner: Sein oder Nichtsein	7
Hödel: Die neuen Bundesländer	9
In eigener Sache	12
Gratulationen	12
Impressum	12
Typowerk	12

ren Ensembles, das sich bis zur Nollendorfstraße hin erstreckte und auch einen Konzertsaal, Restauration und Wohnbebauung einschloss. Spurlos, weil planvoll verschwunden ist das Theatergebäude in den Jahren des Wirtschaftswunders, in denen dem rasanten Aufbau- und Erneuerungswillen der angehenden Frontstadt gerne schon mal das eine oder andere noch nutzbare Gebäude zum Opfer fiel. Ganz so, wie es eben auch dem Theater am Nollendorfplatz erging.

Wer heute jedenfalls den Hinterhof durch die Nollendorfstraße betritt, kann nur noch die scharfe Abrisskante sehen, wo einst Zuschauerraum, Bühne und Kulissenhaus sich anschlossen und am Ende doch der Abrissbirne beugen mussten. Übrig aus den Ursprungsjahren ist – neben der Wohnbebauung entlang der Motz- und der Nollendorfstraße – lediglich der einstige Konzertsaal, schon in den 1910er Jahren zum Kino umfunktioniert und derzeit wieder einmal – nach dem wenig erfolgreichen „Goya“-Intermezzo – das „Metropol“, Konzerthaus, Musikschuppen und Bar im coronabedingten Wartestand.

Margit Siebner begrüßt uns in ihrer kleinen Wohnung am südlichen Rand der Stadt. Umgeben von Tageszeitungen und Bücherstapeln nimmt sie *jwd* und rege umso mehr am kulturellen und politischen Leben Anteil. Sie besitzt ein nachgerade beängstigend selten werdendes Gut: ihre Erinnerungen an das „Dritte Reich“, an denen sie uns – wie so viele andere schon – bereitwillig teilhaben lassen möchte, auch an dem, was sie noch weiß vom Theater am Nollendorfplatz, von den Jahren, bevor ihr Vater Berlin und Deutschland fluchtartig verlassen musste und nach Schanghai emigrierte, an das Leben mit ihrer Mutter. Als sei es gestern erst gewesen, erzählt sie lebendig und mit Liebe zum Detail von den Jahren, in denen ihre Eltern, der leichten Muse offenkundig stärker denn der schwer(er)en Kost zugetan, Abonnements im Theater am Nollendorfplatz hatten und für

das Rose-Theater mit seiner Gartenbühne in der Großen Frankfurter Straße schwärmten.

Ja gut, das Preußische Staatstheater am Gendarmenmarkt, die Volksbühne, Max Reinhardts Deutsches Theater oder der von Hans Poelzig zum Großen Schauspielhaus umgebaute Zirkus Schumann: natürlich bekannte und markante Bühnen der Stadt, Leuchttürme der Bühnenkunst zwischen den Kriegen, keine Frage. Vater und Mutter aber hatten es dann doch mehr Operette & Lustspiel angetan. Von denen es bei Rose und am „Nolli“ reichlich gab. „Die Fledermaus“, „Im weißen Rössl“, sogar an einzelne Stück-Titel kann sich Margit Siebner erinnern. Und als sei nicht schon weit mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, kommen ihr Melodien in den Sinn und auf die Lippen.

Wir sind sehr dankbar für diese Begegnung und für Margit Siebners erzählte Lebensgeschichte zwischen den beiden Weltkriegen, der, so will es die Uhr, die Zeuginnen und Zeugen langsam und unwiederbringlich abhanden kommen: Esther Bejarano, Trude Simonsohn, Erna de Vries, um nur einige wenige zu nennen, die in den letzten Monaten gestorben sind, ein herber Verlust auch für den Kampf gegen Rechts in diesen Zeiten.

Erkennen lässt sich daran aber auch, dass, wer sich nicht beeilt oder eine gar zu verengte Zeit- und Themenperspektive einnimmt, Chancen einer nicht-akademischen Geschichtsbetrachtung „von unten“ verpasst und vertut. Und diese Chancen zu nutzen (oder zu vertun) besteht, um welche Geschichte auch immer es geht, tagtäglich. Im Grunde jeden Tag neu.

Gerne nehmen wir auch weiterhin Hinweise & Tipps, Gesprächsangebote zur Geschichte des Theaters am Nollendorfplatz an – und seien es auch nur kleine Details, die sich häufig genug als vermeintlich unbedeutend herausstellen. Wir sind, wenn man so will, schlicht an allem interessiert, an erzählter Geschichte, an der "Geschichte von unten",

an Erzählungen, an Erinnerungen, soweit vorhanden auch an Erinnerungsstücken zum früheren Theater am Nollendorfplatz.

Und sollten Sie vielleicht sogar jemanden kennen, der jemanden kennt, von dem Sie wissen, dass der wiederum jemanden kennt, der etwas weiß vom „Nollendorftheater“, besitzt oder Ähnliches: Scheuen Sie sich nicht, uns kurz zu schreiben: theater-am-nollendorfplatz@web.de. Herzlichen Dank, auch für Ihre Rückfragen, die wir gerne beantworten!

Besuch der Synagoge Rykestraße Von Dagmar Schönherr

Schabbat Schalom! Mit Spannung und Neugier freuten wir uns auf die von Herrn Dr. Varga organisierte Führung in der Synagoge Rykestraße am Freitagabend, den 14.01.2022. War es doch für die meisten Mitarbeiter:innen der Zeitzeugenbörse ihr erster Besuch in einer Synagoge. Uns erreichen in der Zeitzeugenbörse häufig Anfragen nach Zeitzeugen, die zu Themen wie Holocaust, Shoah und Leben jüdischer Menschen im Nazi-Deutschland, Auskunft geben können. Jetzt konnten wir hautnah miterleben, wie Juden ihren Glauben, ihre Gemeinschaft leben.

Die Synagoge ist nicht nur ein „Ort der Verehrung Gottes“, wo gemeinsam gebetet und die jüdischen Feiertage begangen werden. Er ist gleichzeitig ein Ort des gesellschaftlichen Lebens, wo man sich auch außerhalb des Gottesdienstes trifft.

Unser Zeitzeuge Dr. Varga ist seit 1987 Mitglied dieser Gemeinde, nachdem er von Leipzig nach Berlin umgezogen war. In Ostberlin gab es zum Ende der 1980er Jahre nur noch 200 Gemeindemitglieder. In der ganzen DDR waren es 500 Mitglieder, verteilt auf 7 Gemeinden. Sie wurden als „Verfolgte des Naziregimes“ anerkannt, konnten kostenlos alle Verkehrsmittel nutzen und bekamen die Hotelübernachtungen beim Besuch ihrer Partnergemeinden erstattet.

Die Synagoge ist ein schönes Backsteingebäude in den Formen einer neoromanischen Basilika. Sie wurde 1904 eingeweiht und gilt mit ihren heutigen 1200 Sitzplätzen als die größte Synagoge Europas.

In der Pogromnacht 1938 wurde die Synagoge in Brand gesteckt, doch der Polizeikommandant des Reviers hat rasch den Löschbefehl angeordnet, da durch die dichte Bebauung im Prenzlauer Berg auch die umliegenden Wohnhäuser durch das Feuer gefährdet gewesen wären. Noch bis 1940 konnten Gottesdienste abgehalten werden, danach wurde das Gebäude als Lager für die Wehrmacht missbraucht. Nach dem Kriege fand bereits am 13.07.1945 wieder der erste Gottesdienst statt. Die erste Hochzeit wurde am 29.07.1945 gefeiert. Zwei Holocaustüberlebende waren in die Gemeinde zurückgekehrt und gaben sich das „Ja Wort“ zum Bund der Ehe.



Waschbecken im Vorraum der Synagoge
Foto: Schönherr

Als einzige erhaltene Synagoge in [Ost-Berlin](#) wurde sie nach einer umfangreichen Renovierung am 30. August 1953 wieder geweiht. Nach dem Bau der [Berliner Mauer](#) diente sie der Ost-Berliner jüdischen Gemeinde als Synagoge und wurde zum Zentrum des Judentums der DDR.

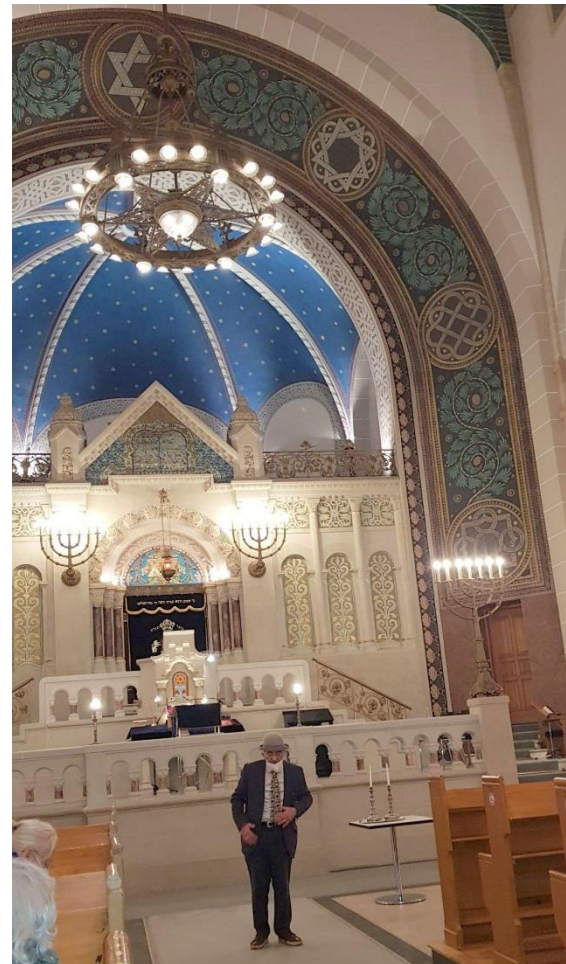
Herr Dr. Varga nahm uns mit in „seine“ Synagoge. Im Eingangsbereich befindet sich ein wunderschönes, mit grünen Kacheln verziertes Waschbecken. Nach dem Schabbat am Freitagabend findet in der Regel ein gemeinsames Essen und Zusammensein im Gemeinderaum statt (Kiddusch). Die Gemeindeglieder waschen sich hier nach dem Gottesdienst die Hände. „Hände waschen“ gilt als rituelles Symbol für Reinheit. Früher waren die Waschungen nur mit sauberem Wasser wie Regenwasser oder Grundwasser gestattet. Heute nimmt man das saubere Leitungswasser.

Am Eingang zum Saal hängt eine große Gedenktafel mit den Namen der Rabbiner, Kantoren und anderer bekannten Persönlichkeiten, die mit der Synagoge eng verbunden waren. So predigte hier beispielsweise die Rabbinerin Regina Jonas, die als erste Frau in Deutschland zur Rabbinerin ordiniert wurde. Sie starb 1944 in Auschwitz. Oder Lilli Henoch, die 1942 in der Nähe von Riga ermordet wurde. Sie war bis zur Auflösung der III. Volksschule des »Jüdischen Schulvereins e.V.« (im Vorderhaus an der Rykestr.53) Sportlehrerin dieser Schule und seinerzeit eine berühmte Leichtathletin und Weltrekordhalterin.

Dann betreten wir den Saal und sind von seiner Schönheit beeindruckt. Uns fällt gleich die wunderschöne blaubemalte und mit Sternen verzierte Decke im vorderen Teil des Saales auf. Das ist Abrahams Sternenhimmel. Jeder Stern steht für ein Gebot. Es gibt im Jüdischen 613 Regeln, davon sind 248 Gebote und 365 Verbote. Da jeder Stern am Himmel für ein Gebot steht, gibt es 248 Sterne an der blauen Decke.

Im Toraschrank, eingelassen in der Wand auf einer Empore (Bima genannt), wird die Tora aufbewahrt. Die Tora ist die hebräische Bibel.

Sie hat die Form einer Gebetsrolle und beinhaltet die fünf Bücher Mose. In jeder Woche interpretiert der Rabbiner in seiner Predigt genau den Abschnitt aus der Tora, der entsprechend des jüdischen Kalendermonats für die jeweilige Woche vorgesehen ist. Das kirchliche Kalenderjahr wird in 54 Wochen eingeteilt und beginnt im September eines Jahres. Es wird dann das jüdische Neujahrsfest (Rosch ha-Schana) gefeiert. Gemäß dem jüdischen Kalender haben wir jetzt das Jahr „5782“, im Alltag kennen und verwenden wir den gregorianischen Kalender und zählen aktuell das Jahr „2022“.



Innenraum der Synagoge mit unserem Führer und Zeitzeugen Dr. Varga
Foto: Schönherr

Der Gottesdienst wird gemeinsam mit Männern und Frauen gefeiert. Die Sitzordnung gibt vor, dass die Frauen auf der linken Seite und die Männer auf der rechten Platz nehmen.

Wir hatten nach der Besichtigung auch die Möglichkeit, am Gottesdienst zum Schabbat teilzunehmen. Die Feier wird von einem Rabbiner und einem Kantor durchgeführt, wobei dem Kantor als Vorbeter eine ganz besondere Rolle zukommt.

Auf den Rabbiner könne man im Gottesdienst auch mal verzichten, aber nicht auf den Kantor. Denn der jüdische Gottesdienst sei Musik. „Der Kantor ist der wichtigste Träger des Gottesdienstes“, erklärt der akademische Direktor der Kantorenschule, Jascha Nemtsov. "Es gibt nichts Gesprochenes, es wird alles gesungen." Auch die Tora-Abschnitte müssen mit genau festgelegten Melodien vorgetragen werden. "Das ist eine ganze Wissenschaft für sich, da darf nichts verwechselt werden." ¹⁾

Alle Gebete und Lieder werden in Alt-Hebräisch vorgetragen und von der Gemeinde begleitet.

Der Rabbiner sitzt während der Gebete rechts auf der Bima, einer Art Empore. Für die Predigt tritt er vor die Gemeinde und spricht in deutscher Sprache (Predigt erfolgt immer in der Landessprache des Gemeindeortes). Er interpretiert den Teil der Tora, der gemäß dem jüdischen Kalender an der Reihe ist. Bei unserem Besuch wurde das 2. Buch Mose behandelt. Wir folgten sehr gespannt seinen Ausführungen, und mich persönlich hat die Predigt sehr angesprochen.

Zur Unterstützung bekommen die Besucher des Gottesdienstes ein Gesangs-/Gebetsbuch. Dort können die Texte in Alt-Hebräisch (sowohl in Originalschrift, als auch mit lateinischen Buchstaben) und in deutscher Sprache mitgelesen werden. Wer gerne diese interessante und feierliche Zeremonie miterleben möchte, ist jederzeit willkommen.

Es gäbe noch viel zu erzählen. Wer weiter in die jüdische Geschichte und das jüdische Leben eintauchen möchte, dem sei ein Besuch des Jüdischen Museums empfohlen (Lindenstraße 9-14, 10969 Berlin). Mich hat der Besuch der Synagoge in der Rykestraße so be-

wegt, dass ich am darauf folgenden Wochenende selbst im Museum war, und ich kann es aus vollem Herzen nur allen empfehlen!

¹⁾ Homepage „evangelisch.de-Mehr als du glaubst“

Das Fenster in eine andere Welt Von Jürgen Kirschning

Mein erstes Semester an der TU war zu Ende. Um mich schon auf das Wintersemester 1951/52 vorzubereiten, fuhr ich mit der S-Bahn vom Alex zum Bahnhof Zoo. Der Zug war voller Jugendlicher, einige hatten das blaue Hemd der FDJ an. In Friedrichstraße war der Halt etwas verlängert worden, damit die Beauftragten der FDJ die Teilnehmer der Weltjugendfestspiele 1951 an der Weiterfahrt in den Westsektor hindern könnten. Sie fragten nach den Teilnehmerscheinen. Ich holte dann immer umständlich meinen Personalausweis hervor und beschäftigte auf diese Art mindestens einen der Kontrolleure.

Am Bahnhof Zoo war es ungewöhnlich belebt. Auf der Hardenbergstraße zogen ganze Kolonnen zur TU. Relativ schnell hatte sich die Studentenvertretung auf die unerwarteten Besucher eingestellt und ließ in der Mensa ein Mittagessen ausgeben. Da war ich als freiwilliger Helfer willkommen und durfte die Essensausgabe organisieren und mich den Besuchern als Auskunft- und Diskussionspartner anbieten.

Von unserer Studentenvertretung wurden Tanzabende organisiert. Dort lernte ich eine ganze Gruppe Dresdner kennen, die ich am Ende der Zeit nach Friedrichshagen in ihr Zeltlager begleitete. Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich durch den Spreetunnel in einen von Seepolizei abgesicherten Bereich gelangt war, den man nur als Teilnehmer betreten durfte. Die Dresdner Freunde beruhigten mich: „Jürgen, Du bekommst von uns einen Rucksack, damit kommst Du hier ohne Kontrolle wieder raus.“ So begleitete ich sie noch zum Güterbahnhof Friedrichshagen, wo

ein Güterzug für ihren Transport nach Dresden bereitstand. Dass sie in „Viehwagons“ verladen wurden, hat mich damals nicht irritiert.



Jugendliche auf der Fahrt zu den Weltjugendfestspielen 1951
Fotos: Privatbesitz

Der RIAS hatte damals eine beliebte Ratesendung mit Ivo Veit und Hans Rosenthal: Mach mit! Viele FDJ'ler wurden nun zu einer Sonderausgabe in den Titania-Palast nach Steglitz eingeladen. Wir Helfer mussten auf der Bühne die Fragen beantworten, die Prämien wurden nach Losverfahren an die Sitzreihen verteilt, in denen nur Teilnehmer der Weltfestspiele saßen.

Für uns gab es noch eine besondere Belohnung: Ehrenurkunden von Jakob Kaiser, dem Minister für gesamtdeutsche Fragen, und von Bundeskanzler Konrad Adenauer. Als Aufwandsentschädigung erhielten wir DM 1,- pro Tag. Das hätte fürs Fahrgeld gereicht, Straßenbahn und S-Bahn hatten Einheitstarif für innerstädtische Fahrten: 20 Pfg. mal West, mal Ost. Aber ich hatte doch eine Monatskarte. Deshalb waren die 14 DM ein echtes Geschenk.

Das Ehepaar Seldte Von Frank Flechtmann

Im September 1976 begann ich im Sozialamt Wilmersdorf in der Altenhilfe. Jeder Sozialarbeiter¹ war für etwa vier Sozialkommissionen zuständig. Das waren seit dem Kriegsende kleine Gruppen von drei bis sechs Personen. Diese ehrenamtlichen Helfer des Sozialamts waren wie die Sozialarbeiter für die Betreuung aller Erwachsenen ohne Kleinkinder zuständig. Jeder Soko-Bereich umfasste mehrere Häuserblocks.

Mir wurden die Sokos 1, 2 und 3 zugewiesen, nämlich der Ortsteil Halensee, sowie 29, das war der nördliche Teil des Ortsteils Grunewald. Die Sokos hatten und haben je einen Vorsteher² nebst Stellvertreter³.

Bei der Soko 29 hörte das Vorsteher-Paar bald auf, und das Ehepaar Seldte begann seine Tätigkeit. Othmar und Ingeburg Seldte wohnten in der Wangenheimstraße, also inmitten „ihres“ Soko-Gebiets. Dort fanden dann regelmäßig, meist einmal im Monat, die Sitzungen der Soko mit dem Sozialarbeiter statt. Häufig kamen die Seldtes, vor allem die Frau, auch zu Treffen ins Rathaus am Fehrbelliner Platz. Es gab viele Gespräche mit dem damaligen Sozialstadtrat Harri Wuttke (SPD).

Neben der Soko-Tätigkeit waren die Seldtes, wieder vor allem die Frau, aber auch in anderen Bereichen engagiert, so in den Heimen und Pflegeheimen der Altenhilfe. Für die Betreuung von deren Bewohnern waren zwar im Amt eigene Sozialarbeiter⁴ zuständig – aber offenkundig nicht allzu sensibel für die Bedürfnisse der alten Menschen. Daher berichtete Frau Seldte gelegentlich von Verbesserungsbemühungen in den Einrichtungen, die ab den 70er Jahren nicht mehr „Altenheime“ genannt wurden – sondern „Seniorenheime“. Das war aber rein dekorativ und bedeutete keine Änderung der Lebensumstände.

Frau Seldte bemerkte als Besucherin schnell einen der Missstände, die den Sozialarbeitern bis dahin wohl nicht aufgefallen waren: Die Postzustellung in den Heimen erfolgte

nicht an den einzelnen Empfänger⁵, sondern an den Heimleiter. Der rief dann beim Mittagessen im Speisesaal etwa „Frau Müller, Ihr Sohn hat mal wieder geschrieben“ und wendelte mit den Briefen für die Bewohnerschaft.

Diese Verletzung des Briefgeheimnisses – der Datenschutz im Sozialgesetzbuch war noch ganz neu – störte die Verwaltung überhaupt nicht. Aber offenbar hatten sich Bewohner⁶ an Frau Seldte gewandt, um diese Missstände zu beseitigen. Doch sie biss beim Zusteller wie auch beim Leiter des Postamts auf Granit: Das stehe so in der Postordnung. Da müsse sie sich schon an das Postministerium in Bonn wenden. Von dort wurde das dann auch amtlich bestätigt. Die Postordnung, ebenso altherwürdig wie das Bürgerliche Gesetzbuch, sehe vor, dass in „Anstalten“ wie Gefängnissen, Kasernen und eben Altenheimen keine Einzelzustellungen erfolgen, etwa durch Briefkästen. Sondern nur eine Person sei zum Empfang befugt: der Anstaltsdirektor, Oberst oder Heimleiter. Von dort würde dann weiter verteilt.

Frau Seldte war empört über diese Gleichbehandlung der Gruppen, vor allem der „Bewohner⁷“ von Gefängnissen oder (damals noch) Zuchthäusern mit den alten Menschen in Freiheit. Sie musste aber lange dafür kämpfen und war wohl nicht nur einmal in Bonn, um den hochbezahlten Ministerialräten den Unterschied zu erklären, bis dann endlich die Postordnung in ihrem Sinne – und jedes denkenden Menschen – geändert wurde.

Seither hat jeder Heimbewohner⁸ einen eigenen Briefkasten.

Aber bei den Treffen wurde auch über viele andere Themen gesprochen. Ziemlich am Anfang unserer Bekanntschaft sprach ich die Namensgleichheit mit dem langjährigen Reichsarbeitsminister (1933-45) und Stahlhelm-Führer an. „Ach, Onkel Franz“ meinte dann jedes Mal Herr Seldte, und wir unterhielten uns angeregt. Zentrale Aussage war ein Satz, den man damals in vielen Familien hörte.

Am Rande der Treffen erfuhr ich auch von den anderen Aktivitäten des Ehepaars, so der Schaffung von Seniorenvertretungen auf allen Ebenen und der Einrichtung einer Zeitzeugenbörse. So wurde Wilmersdorf zum Ort vieler sinnvoller Neuerungen.

Anm.1-8: Grundsätzlich ist immer männlich wie weiblich gemeint, also gendermäßig einwandfrei.

Sein oder Nichtsein

Gefälschte oder halbwahre Information?

Von Dr. Renate Degner

Den Online-Workshop zu „Fake News auf Onlineplattformen“¹⁾ nehme ich zum Anlass, themenrelevante Informationen und anderweitige Anregungen für ZeitzeugInnen weiterzugeben.

Die Arbeitsdefinition von Fake News ist: Absichtliche Falschinformation in „Nachrichtenform“ oder auch „Desinformation“. Wie kann man sie erkennen? Woran merke ich, dass da was nicht stimmt? Welche Absichten stecken dahinter? Ist es überhaupt möglich, ‚Wahrheiten‘ von ‚Falschem‘ zu unterscheiden bei der immensen Wissensanhäufung in den Medien?

„Es ist leicht, Falschmeldungen zu entwickeln oder in die Welt zu setzen, aber viel Aufwand nötig, sie zu widerlegen. Und dann sauber zu argumentieren.“ (Morhart) Wenn es schon für JournalistInnen aufwändig ist, Informationen auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen, bevor sie sie weitergeben, wie ist es dann erst für Nicht-Geschulte? - Aber: Nicht verzagen, es gibt einige Anregungen, die helfen können.

Mögliche Eingangsfragen sind:

1.) Um welcherart Text handelt es sich überhaupt? Ein meinungsorientierter Kommentar darf eher Unschärfen aufweisen. Eine tatsächlichen- oder informationsbezogene Darstellungsform (Meldung, Bericht) darf es nicht.

2 a) Könnte die (Falsch-)Information unabsichtlich sein, da (z.B. mangels Zeit oder Bezahlung) keine lange Recherche möglich war?

2 b) Oder ist sie absichtlich nicht wahrheitsgetreu?²⁾ Was könnte die Motivation der Verfasser sein? Für USA gilt eher der Faktor Geld (Werbung), für Europa eher politische Motivation.

Was wollen die ‚Falschspieler‘ erreichen? Z.B. mit Zahlen und Daten Meinungen manipulieren (*ob es nach der Corona-Impfung ‚ganz vielen Menschen ‚sehr schlecht geht‘ oder ‚60 % der Geimpften leichte Schwellungen an der Impfstelle aufweisen‘*) kann zu unterschiedlichen Impfscheidungen führen.

II) Sich mit z.B. ‚eigenen‘ (z.B. nicht offiziellen) Daten zu positionieren, kann der Gruppenkohäsion oder Profilierung dienen (*‚wir/unsere Partei wissen es besser‘*)

III) Mit Worten Emotionen schüren bei den LeserInnen/HörerInnen. (*diffuse Angst oder Gefühle der Bedrohung führen oft zu irrationalem Verhalten und stereotypen Reaktionen*)

Wie können wir solcherart Aussagen auf den Grund gehen, um herauszufinden, wieweit wir ihnen glauben wollen? - Es gibt mehrere unterschiedliche Wege, von denen ich einige herausgreife:

1.) Wenn man ein eher diffuses Gefühl hat, dass irgendetwas merkwürdig am Inhalt ist, wird man zuerst wahrscheinlich auf die klassische Weise herangehen: sich den Text nochmal durchlesen und analysieren. Ist er vielleicht einfach nur dilettantisch geschrieben mit ‚verschrubbelten‘ Sätzen? Oder steckt mehr dahinter. Analysemuster sind etwa Inhaltsanalyse oder eine Dekonstruktion des Textes.

I.) Was wird NICHT gesagt? Welche Fragen bleiben unbeantwortet? -

Oft kann man Lücken in der Argumentation oder unrealistische Annahmen erkennen. (*bei Verschwörungstheorien*)

II.) Ist die Quelle als ‚vertrauenswürdig‘ klassifiziert? Von wann ist der Text? Wie mit wem verlinkt? (*Das RKI o.k. - aber der Text von 2010? - Ist der Briefkopf wirklich von meiner Bank?*)

Wird etwa eine falsche Quelle genannt!

III) ‚Geheimwaffe‘ gegen zahlenbezogene Aussagen: der Taschenrechner (Morhart)

IV) Fotos und Bilder lassen sich mit viel Aufwand über FotoForensics auf Echtheit überprüfen. (*wegen Jpeg-Komprimierung sind Fälschungen optisch erkennbar*). Agence France Press untersucht systematisch.

Bei Youtube-Bildern lassen sich Fakes z.B. über das Hochladungsdatum erkennen, was aber einen hohen Rechercheaufwand erfordert. (*Fragwürdig, wenn etwa zu großer Zeitabschnitt zwischen Event-Datum und ‚Fake‘ besteht.*) Amnesty International, NY, bietet solche Recherchewege an.

V) Werden Versprechen aus den Überschriften und dem Großgedruckten im Text eingehalten? Der Artikel muss einhalten, was die Überschrift verspricht. (*clickbait = per Klick ködern*)

Der Tagesspiegel Social-Media-Chef Wenzek informierte ausführlich über „Baukästen“ zum Erstellen der jeweiligen Beiträge auf Facebook, Instagram und Twitter. Auch wenn diese Medienkanäle eher für jüngere Altersgruppen relevant sind, ergeben sich auch für Ältere interessante Anregungen. So werden präzise Kriterien an jeden Beitrag gelegt: Faktencheck; was möchten wir mit dem Text auslösen; wer ist die Zielgruppe; welche emotionalen Bedürfnisse sollen befriedigt werden; was soll die stärkste Botschaft sein; sollen Diskussionen ausgelöst werden; was ist das Ziel etc.

Zum Schluß äußerte der Journalist Morhart einen – wie er meinte: leider wohl nicht realisierbaren - Wunsch: die Ministerien sollten nicht mehr twittern und über die Sozialen Medien Informationen streuen. Sie sollten über die ‚gute alte‘ Pressemitteilung kommunizieren, denn diese bietet weniger Raum für Fälschung.

1.) *Online-Workshop der Berliner Landeszentrale für Politische Bildung. „Fake News“ auf Onlineplattformen. 2.12.2021 mit den Journalisten Alexander Morhart + Morton Wenzek.*

2.) *Ich lasse hier die Debatte zu „Wahrheit“ außen vor.*

Die neuen Bundesländer im Spannungsfeld von Ökologie und Ökonomie

(Livestream der Deutschen Gesellschaft e.V. am 30.08.2021 im Rahmen der Diskussionsreihe Giftiges Erbe – Ökologischer Neuanfang in Ostdeutschland“)

Von Ralf Hödel

Die aktuelle ökologische und ökonomische Situation in Ostdeutschland, auch als eine Folge der vernachlässigten Umweltpolitik der DDR–Planwirtschaft, der mangelnde Umweltschutz, die ökologischen Probleme, ja das gesamte Ausmaß der ökologischen Katastrophe wurde verschwiegen und versucht zu verschleiern.

Welche Erinnerungen verbinde ich mit der damaligen ökologischen Situation in der DDR? Insbesondere die katastrophalen Umweltbedingungen im Chemiedreieck Halle-Bitterfeld-Wolfen sind mir in Erinnerung. Die Situation wurde zwar in den Massenmedien der DDR nicht publiziert, die Auswirkungen waren jedoch so gravierend, dass eine Reihe von Details nicht zu verbergen waren. Hängten die Bitterfelder z.B. ihre Wäsche am Morgen im Freien auf, so war sie abends durch Aschepartikel oft schmutziger als je zuvor. Dies war u.a. der Tatsache geschuldet, dass die Filter zeitweise abgeschaltet wurden, um die Produktivität der Anlagen zu erhöhen. Diese Informationen waren natürlich nicht offiziell. Durch illegale Umweltgruppen und bundesdeutsche Medien, die z.B. auf den Roman „Flugasche“ der DDR-Journalistin und Buchautorin Monika Maron aufmerksam gemacht haben, wurde unser Bewusstsein ein Stück weit auf diese Problematik gelenkt. Die „Ich“-Erzählerin spricht dort von der Stadt

B. als schmutzigster Stadt Europas. Zwar wurde der Roman nur in der BRD veröffentlicht, zahlreiche Exemplare waren aber auch in der DDR im Umlauf. Trotzdem entwickelte sich nach meiner Einschätzung das kollektive Bewusstsein über die Konsequenzen der zunehmenden Umweltverschmutzung nur sehr zögerlich.

Mit diesen Altlasten der DDR–Umweltpolitik mussten sich die neuen Bundesländer nach der Wiedervereinigung auseinandersetzen. Wie stellt sich die aktuelle ökologische und ökonomische Situation in Ostdeutschland dar? Zu dieser Thematik referierten und diskutierten im Rahmen der Diskussionsreihe „Giftiges Erbe“ u.a. Marco Wanderwitz – Beauftragter der Bundesrepublik für die neuen Länder, Prof. Dr. Jürgen Peters – Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde, Franziska Sperfeld – BUND Brandenburg sowie Marcus Tolle – IHK Cottbus.

Wie kann ein ökologischer Neuanfang aussehen, vor allem welche Chancen bieten sich? Damit die Transformation gelingen kann, müssen wir jetzt handeln. Aber, sind wir überhaupt noch zu retten? Diese Fragen stellt der Moderator Hellmuth Henneberg in die Runde.

Marco Wanderwitz weist auf den Strukturwandel hin, den es im Zuge des Ausstiegs aus der Braunkohle geben wird. Der Braunkohlentagebau, der das Leben und die Landschaft in der Lausitz prägte, brachte sichere Arbeitsplätze und Wohlstand. Mit dem endgültigen Ausstieg aus der Braunkohle bis 2038 muss deshalb auch der Strukturwandel einhergehen, um Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit zu verhindern. Dazu soll das Strukturstärkungsgesetz eine Richtschnur sein. Der „Cottbusser Ostsee“ wird als größtes künstliches Binnengewässer in Deutschland ein weiteres Beispiel für die Renaturierung von Tagebauflächen sein und sicherlich in Verbindung mit dem zunehmenden Tourismus auch viele Arbeitsplätze schaffen. Erneuerbare Energien und nachhaltige Technologien wie z.B. Speicherkonzepte, die in der Universität Cottbus erarbeitet werden, aber auch Technologien für die Nutzung von

Wasserstoff, Wasserstoffnetzen sowie die Batterieproduktion für Elektrofahrzeuge sind Voraussetzungen für die erfolgreiche Bewältigung des Strukturwandels. Der 6. UN-Klimabericht hat die Alarmglocken ohrenbetäubend läuten lassen. Um die Klimaneutralität bis 2045 zu erreichen, ist die Minderung des CO₂-Ausstoßes und damit verbunden der Kohleausstieg bis 2038 zwingend erforderlich.

Im anschließenden Vortrag von Prof. Dr. Peters geht es um Energiewende und Klimawandel sowie Biodiversität bei besonderer Betrachtung der neuen Bundesländer.

Erneuerbare Energien sind erforderlich, da sie nachhaltiger als Kohle und Öl sind und die Umwelt nicht belasten. Außerdem kann die Wertschöpfung vor Ort erfolgen, sodass kein Öl aus dem arabischen Raum, Russland oder den USA importiert werden muss. Durch die Pachteinnahmen für die Aufstellung der Windräder können die Dorfbewohner partizipieren und z.B. Gemeinschaftsobjekte im Dorf finanzieren. Die Energiewende sollte den Klimawandel gestalten. Extrem heiße Sommer, aufgeheizte Städte, hohe Temperaturunterschiede sind zu erwarten. Monokulturen wie Kiefernwälder sind anfällig für Waldbrände, der Waldumbau zu Laub- oder Mischwäldern ist erforderlich. Dächer mit Photovoltaik und Gründächer, oder beides kombiniert, können Teil von Klimaanpassungsprojekten sein. Durch die Verdichtung von offenen Landschaften mit Hecken oder anderen Gehölzen wird Bodenerosion verhindert, und es fällt mehr Regen.

Die Biodiversität hat sich verändert. Durch das dramatische Sterben der Insekten, die ja den Anfang der Nahrungskette bilden, ist z.B. die Lebensgrundlage vieler Vögel stark gefährdet. Durch den Einsatz von Pestiziden in der Landwirtschaft werden zwar die Erträge erhöht, aber es gibt keine Habitate mehr. Auch die Versiegelung privater Gärten durch Schotter, Steine und Beton vernichtet den Lebensraum für Tiere und Pflanzen. Aber, und das ist die gute Nachricht, man kann gegensteuern. Ziel muss es sein, ein System

aus naturnahen Landschaften zu schaffen. Großschutzgebiete und Naturerbelandschaften müssen erhalten und ausgebaut werden. Besonders in den neuen Bundesländern gibt es noch unzerschnittene verkehrsarme Räume. Dies bietet die Möglichkeit für einen naturnahen regionalen Tourismus wie in den Nationalparks Jasmund und Müritz. Auch sekundäre Naturlandschaften wie der ehemalige Übungsplatz der NVA in der Kyritz-Ruppiner Heide gehören dazu. Die Alleen in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern sind historisches Erbe und sollten erhalten werden. Kleinere Wege können als Alleen gestaltet werden und so als ökologische Verbindungsglieder dienen. Ursprüngliche Dörfer mit historischen Dorfkernen, die es in Brandenburg noch sehr zahlreich gibt, sollten bewahrt werden. Selbst TESLA in Grünheide, das Elektromobile baut und Windstrom nutzt, kann als Teil des Strukturwandels betrachtet werden, zumal es auch einen Ausgleich für verlorengegangene Arbeitsplätze in der Braunkohle bietet.

Im Rahmen der anschließenden Diskussion stellt Prof. Peters die These in den Raum, ob die Energiewende mit einem Wohlstandsverlust einhergehen wird. Bisher sind wir damit noch nicht konfrontiert worden, aber wie gehen wir damit um? Schnellere Planungsverfahren bei gleicher Qualität, Naturverträglichkeit der Stromtrassen von Nord nach Süd bei eindeutiger Trassenführung sollten die Projekte im Rahmen der Energiewende begleiten. Der fehlende Landschaftswirtschaftsrahmenplan in Märkisch Oderland ist deshalb anzumahnen.

In den Beiträgen von Marcus Tolle wird immer wieder betont, dass mehr Zuversicht angesagt ist und die Chancen des ökologischen Umbaus explizit herausgestellt werden müssen. Positive Beispiele, wie z.B. die Schließung des Ozonlochs oder regional die Realisierung von Tourismusobjekten in der Lausitz, sollten besser kommuniziert werden mit Hinweis auf das, was schon geschaffen wurde. Historisch hat die industrielle Revolution immer zu mehr Wohlstand geführt. Wird

die Transformation angstgetrieben kommuniziert, so hemmt das die Wirtschaft, in vielen Bereichen ökologisch relevante Projekte in Angriff zu nehmen. Es gab immer Ängste bei neuen Technologien, bei deren Überwindung die Bürger mitgenommen werden müssen. Für Großprojekte gilt EU-Recht, und wir stehen im internationalen Wettbewerb. Wie können Planungsverfahren verkürzt werden? Es sollten Ankerstandorte als industrielle Kerne entstehen bzw. genutzt werden, da Konzerne lieber in erschlossene Gewerbestandorte gehen. Dazu ist auch die Entbürokratisierung bei der Gründung von Firmen ein entscheidender Faktor. Beispiele für das Zusammenwirken von Ökologie und Ökonomie sind z.B. das Aquafarming, indem die Produkte der regionalen Fischzucht frisch auf Märkten und in Restaurants in der Region Berlin Brandenburg verkauft werden. Ein anderes Beispiel, die Ansiedlung vom „Schokoladenland der Confiserie Felicitas“ in Hornow. Ein belgischer Schokoladenmacher, der sich in einem kleinen Lausitzer Dorf niedergelassen hat. Der Ausbau touristischer Angebote vor Ort muss weiter vorangetrieben werden und die Gründung von Existenzen wie Cafés, Restaurants, Verkaufs- und Beherbergungseinrichtungen gefördert werden.

Wenn ich darüber nachdenke, welche Beispiele mir für einen gelungenen Strukturwandel einfallen, so komme ich wieder zurück auf das ehemalige Chemiedreieck. Bei meiner letzten Begegnung mit B., der ehemals schmutzigsten Stadt Europas vor einiger Zeit, war ich stark beeindruckt von der gelungenen Synthese von Natur und Industrie im heutigen Bitterfeld-Wolfen, die sich ausdrückt in den Parks und Grünanlagen der Stadt, den Regionen mit Wald, Wiesen und Naturparks im Umland sowie der Ansiedlung von Firmen wie Bayer, Heraeus und Guardian.

Der Moderator stellt dann die Frage, ob die Flutung des Tagebaues zur „Cottbusser Ostsee“ und zum damit größten künstlichen Gewässer Deutschlands noch richtig ist, zumal die ersten Planungen schon 50 Jahre alt sind. Marcus Tolle bejaht dies und begründet

es mit dem wichtigen Imagewechsel für die Cottbusser Region. Wie in der Senftenberger Region wird es eine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung geben die durch den Tourismus ausgelöst wird. Auch das TESLA-Werk kann viele Arbeitskräfte aufsaugen, die vorher in der Kohle beschäftigt waren. Es werden eher mehr Arbeitskräfte benötigt, was eine Öffnung für Zuwanderung und damit eine entsprechende Integration erforderlich macht. Leider fehlt in Brandenburg noch die entsprechende Aufbruchstimmung, um die Aufgaben offensiv anzugehen.

Franziska Sperfeld vom BUND äußert sich zunächst zu der Möglichkeit, Planungsverfahren drastisch zu verkürzen, etwa von 5 Jahren auf 6 Monate wie von Erwin Laschet vorgeschlagen. Wenn die Projekte nicht ausreichend auf dem Prüfstand stehen, kann es aber zu gerichtlichen Rückbaubeschlüssen kommen, wofür es einige Beispiele gibt. So gab es bei TESLA bereits 3 Planänderungen, die sich auf entsprechende Klagen bezogen. Das Oberverwaltungsgericht Münster erklärte z.B. den Bebauungsplan für das erst 2020 in Betrieb genommene Steinkohlekraftwerk Datteln IV für ungültig. Die weitere Verfahrensweise ist unklar. Bei den Planungen sollte die Gesetzeslage also ausreichend geprüft werden. Dass dies nicht in ausreichendem Maße erfolgt, zeigt sich auch in der Tatsache, dass über 50% der Umweltverbandsklagen erfolgreich waren.

Wichtig für das Gelingen des Strukturwandels ist die Einbindung der gesamten Gesellschaft in diesen Prozess. Sozialverbände, gemeinnützige Vereine und Organisationen können dabei begleitend tätig sein. Kleinteilige regionale Wertschöpfungsketten müssen geschaffen werden, um so auch den ständig steigenden Ressourcenverbrauch zu kappen.

Abschließend ging es noch einmal um die Umgestaltung der landwirtschaftlichen Räume und die Stärkung der bäuerlichen Landwirtschaft. Die großen industriell geführten Landwirtschaftsbetriebe haben mit den Dörfern nichts mehr zu tun. Eine Agrarreform ist deshalb nötig. Über die Bewirtschaftung

unserer Wälder muss neu nachgedacht werden. Sollte man die Wälder ohne menschliche Eingriffe wachsen lassen?

Eine Diskussion, die nachdenklich gemacht hat, aber erstaunlich viel Einigkeit bei den

Diskutanten zeigte, dass der Strukturwandel gelingen kann. Nun kommt es darauf an, die Ideen umzusetzen und uns, die Bürger, dabei mitzunehmen.

In eigener Sache

❁❁❁❁❁ Gratulationen ❁❁❁❁❁

Wir gratulieren allen im Februar geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern

01.02. Hans Wenger, 03.02. Helga Deglmann, 05.02. Erika Schroeder, 15.02. Manfred Leithold, 21.02. Klaus Schulz-Ladegast, 23.02. Regina Brandt, 25.02. Dorit Albrecht, 26.02. Hubert Draeger, 26.02. Carsten Häusler

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales